

JAVIER CASTILLO
Das Echo der Toten



Buch

New York 1981. Ein Fahrrad in der Nähe seines Elternhauses ist die letzte Spur des siebenjährigen Daniel Miller. Der Junge selbst ist wie vom Erdboden verschluckt. Drei-
ßig Jahre später macht die Journalistin Miren Triggs eine grausame Entdeckung: Im Hinterzimmer eines Plattenladens liegt die halb verwesene Leiche von Daniels damaligem Musiklehrer. Gemeinsam mit ihrem ehemaligen Professor Jim Schmoer sucht Miren fieberhaft nach einer Verbindung zwischen dem verschwundenen Jungen und dem ermordeten Lehrer. Und auch Daniels Vater, der frisch pensionierte FBI-Agent Ben Miller, ist fest entschlossen, ein für alle Mal zu klären, was mit seinem Sohn passiert ist. Können sie nach drei Jahrzehnten endlich das Schweigen brechen?

Weitere Informationen zu Javier Castillo
sowie zu lieferbaren Titeln des Autors
finden Sie am Ende des Buches.

Javier Castillo

Das Echo
der Toten

Thriller

Aus dem Spanischen von Sybille Martin

GOLDMANN

Die spanische Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel
»La grieta del silencio« bei Penguin Random House Grupo Editorial,
S.A.U., Barcelona.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Januar 2026

Copyright © 2024 by Javier Castillo

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2026

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produksicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotive: © MBP-one / Alamy Stock Foto; © FinePic®,

München

Redaktion: Susanne Kiesow

LS · Herstellung: ik

Satz: KCFG – Medienagentur, Neuss

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49698-3

www.goldmann-verlag.de

*Für meinen Sohn Pablo und
sein ewiges Lächeln von Geburt an.
Und für Verónica, meine Säule,
für alles Wichtige im Leben.*

*Wir alle bestehen
aus Fragmenten der Geschichten,
die wir vergessen wollen.*

PROLOG

Unbekannter Ort

14. Dezember 2011

Miren Triggs

*Nur im tiefsten Innern der Stille
können wir uns klar und deutlich hören.*

Ich wache vom Geräusch meines Atems auf, und als ich die Augen öffne, weiß ich, dass ich einen schweren Fehler gemacht habe. Ich bekomme keine Luft. Meine Seele schmerzt. Mein Herz klopft laut. Es ist so deutlich zu hören, dass ich verstehe, was es mir sagen will.

Bumm. Bumm.

Ruf um Hilfe, Miren.

Bumm. Bumm.

Hier ist alles zu Ende.

Ich weiß nicht, wie lange ich schon hier liege. Der Boden ist kalt und feucht. In vollkommener Dunkelheit stütze ich mich mit beiden Händen ab und spüre die raue Oberfläche. Mein Kopf schmerzt.

»Hallo!«, rufe ich laut, aber nur das Hallen meiner Stimme ist zu hören. »Hilfe! Ist hier jemand?«

Mir ist schwindlig. Gleich platzt mir der Schädel. Erinne-

rungen an die letzten Tage schießen mir durch den Kopf, mit deren Hilfe ich die Geschichte zu rekonstruieren versuche, doch es gelingt mir nicht. Mir fehlt das letzte Teil, das in die verbliebene Lücke meines Gedächtnisses passt und allem einen Sinn verleihen würde.

Erinnere dich, Miren. Wie bist du hierhergekommen?

Ich sehe Jims Blick in seiner Wohnung. Eine Kassette. Ich habe Ben Miller geholfen, Daniel zu finden. Das ist es. Ich habe nach seinem Sohn Daniel gesucht. Vermisst seit ... wie vielen Jahren? Nur sein Fahrrad wurde damals gefunden. Und es gibt Kassetten. Ja. Mit der letzten hat sich alles überstürzt. Oder war es dieses Auge, das mich beobachtet hat? Ich habe irgendwo angerufen und ... genau. Der Anruf. Der kalte Atem, die Frage ohne Antwort. Was ist danach geschehen?

Denk nach, Miren, denk nach!

Etwas sagt mir, dass ich mich beeilen soll, dass ich hier rausmuss. Mein Puls beschleunigt sich, und ich habe das Gefühl, meine eigenen Gedanken zu hören. Und hinter jedem Wort eine Stimme, die mir zuflüstert: »Vergiss mich nicht, Miren. Hörst du das? Das anhaltende Wimmern im Hintergrund, wenn der Lärm nachlässt? Das bist du. Das sind deine Schreie in jener Nacht im Park.« Ich sehne mich nach Geräuschlosigkeit in dieser lärmenden Welt, doch die absolute Stille erschreckt mich auch, weil ich große Angst davor habe, mich meiner inneren Stimme zu stellen. Sie ist die Hüterin der Geschichten, die ich vergessen will.

»Schnell, Miren«, flüstere ich. »Denk nach! Was hast du getan? Was hat dich hierhergebracht?«

Ich sehe Jim neben mir im Auto sitzen. Er ist enttäuscht. Ich erinnere mich an die Spiegelung meines Gesichtes auf dem Monitor in der Redaktion der *Manhattan Press*. Und plötzlich steht jene Nacht 1997 vor mir. Ich spüre dieselbe Übelkeit in mir aufsteigen. Dasselbe Gefühl, die Kontrolle verloren zu haben. Ein paar Tabletten in einer Hand. Was hat man mir angetan? Im Geiste blitzt in meinen Augen ein Feuer auf. Ich bin nahe dran gewesen. Aber was ist verbrannt? Warum habe ich das Gefühl, alles verloren zu haben? Wo bin ich?

Ich strecke die Arme aus, und meine Hände stoßen auf etwas Kaltes und Raues. Eine Wand. Ich taste mich an ihr entlang auf der Suche nach einem Ausgang. Nach einem Lichtschalter. Irgendwas. Ich habe Angst, zu stolpern. Die Dunkelheit ist undurchdringlich, ich kann nicht einmal meine Hände erkennen. Sie stoßen auf eine Art Metallplatte, an ihr ragt etwas heraus.

Ein Griff. Es ist eine Tür. Der Ausgang.

Ich umklammere ihn, drücke und ziehe daran in der absurden Hoffnung, sie öffnen zu können. Aber es nützt nichts. Ich versuche es in alle Richtungen, setze meinen ganzen Körper ein, werfe mich mit der Schulter gegen das Metall, aber die Tür bewegt sich nicht. Meine Hände brennen. Panik steigt in mir auf. Ich spüre die Nähte meiner Seele an Stellen platzen, die ich noch für heil gehalten habe, aber in Wirklichkeit war sie immer zerrissen. Ich will um Hilfe rufen, aber dann fällt mir ein, dass ich nicht weiß, was mich auf der anderen Seite erwartet. Vielleicht sollte ich besser keinen Lärm machen. *Habe ich den Verstand verloren?*

»Erinnere dich, Miren«, flüstere ich. »Denk nach, ob du in Gefahr bist.«

Ich habe keine Antwort, kann keine Erinnerung mit der nächsten verknüpfen, den zurückgelegten Weg nicht rekonstruieren. Ich klopfe meine Taschen ab und spüre das Adrenalin durch meinen Körper rauschen, als ich mein Handy ertaste.

»Gut. Mach schon, Miren«, flüstere ich mit verkrampftem Herzen. »Ruf die Polizei, bevor jemand kommt. Bitte um Hilfe.«

Ich ziehe es heraus und starre auf das Hintergrundbild, meine Eltern und ich im Bryant Park, als sie mich vor zwei Monaten in New York besuchten. Mit Mühe kann ich es entsperren und sehe die Uhrzeit, es ist halb zehn abends. Meine Hände zittern, mir ist kalt. Feuchtigkeit kriecht in meine Kehle, auf den Lippen der Geschmack von Erde. Ich wähle den Notruf 911, aber auf dem Display steht »Kein Netz«.

»Scheiße, scheiße, scheiße.«

Ich versuche es noch einmal, doch es nützt nichts. Ich halte das Handy weit von mir, und das Display wirft seinen bläulichen Schein in den Raum, in dem ich mich befinde. Die Metalltür weiß, der Rahmen verrostet. Atemwölkchen aus meinem Mund. Nackte Betonwände. Ich drehe mich einmal im Kreis und schreie überrascht auf, als ich die dunkle, reglose Gestalt in der Mitte des Raumes entdecke.

»Wer sind Sie?«, frage ich laut. »Was wollen Sie von mir?«, rufe ich voller Angst.

Aber die Gestalt antwortet nicht. Sie rührt sich nicht einmal.

Anhand der Umrise kann ich erkennen, dass es ein Mann ist, kein Zweifel, und etwas sagt mir, dass nur einer von uns beiden lebend hier rauskommt. Er wirkt kräftig, trotz der Ruhe, die er ausstrahlt.

»Bitte, lassen Sie mich gehen. Ich weiß nichts. Ich erinnere mich an nichts.«

Bilder schießen mir durch den Kopf, während mein Herz mich ununterbrochen warnt, dass das Ende naht. Ich zittere am ganzen Körper, ich habe nichts, womit ich mich verteidigen könnte. Meine Geschichte hat mit einer Suche begonnen und kann nur damit enden, dass ich selbst zu einer Verschwundenen werde. Alle Geschichten gehen irgendwann zu Ende. Das Schicksal ist paradox und verwandelt deinen Tod in einen schlechten Scherz dessen, was du im Leben getan hast. Wie oft habe ich erlebt, dass Menschen von der Welt verschwinden, ohne Spuren zu hinterlassen, weshalb ich mir leicht vorstellen kann, wie meine Mutter Suchplakate aufhängt, wie Jim bei einer Gedenkveranstaltung mit Kerzen über mich sprechen wird und wie die *Manhattan Press* eine Kurzmeldung drucken wird, dass am 14. Dezember 2011 die Investigativjournalistin Miren Triggs verschwunden ist. Sie werden beschreiben, was ich getragen habe – Jeans und schwarze Bluse –, und mit Glück auch ein Bild von mir abdrucken, weil ich ein paar Jahre zur Redaktion gehört habe. Und die Leute werden in meinem traurigen Blick meine tote Seele erkennen. Manche Leser werden sich an meine Artikel oder an die Geschichte von Kiera Templeton erinnern. Diejenigen, die das Buch kennen, werden vielleicht einen Kommentar auf Twitter

posten und sich dann anderen Dingen zuwenden. Nach ein paar Tagen werden von mir nur noch flüchtige Spuren am Ufer der Welt geblieben sein: die finsternen Geschichten, die ich verfolgt, die Fotos, die ich gemacht, die Artikel, die ich geschrieben habe. Und nach einigen Wochen wäre alles ausgelöscht, weggespült, mein Leben, meine Geschichte, jede Ungerechtigkeit, der ich nachgegangen bin ... Der ganzen Welt würde eine Lektion erteilt, denn das Böse will, dass wir nicht vergessen: Stell keine Fragen. Erheb nicht deine Stimme. Versuch nicht herauszufinden, wie verdorben die Menschheit ist. Halt den Mund.

Das Handydisplay ist nicht hell genug, um die Gestalt genauer zu erkennen, aber ich ahne, dass sie mich mühelos überwältigen könnte.

»Lassen Sie mich gehen«, sage ich in der Gewissheit, dass das nicht geschehen wird.

Da erst fällt mir auf, dass die Gestalt nicht auf meine Worte reagiert. Sie sitzt auf einem Stuhl, die Arme nach hinten gedreht, der Kopf hängt nach vorn.

»Verdammt!«

Ich muss schlucken, in meinem Gedächtnis blitzt eine Erinnerung auf, und dann passt alles zusammen. Voller Angst gehe ich näher, und als ich erkenne, dass der geknebelte Mann auf dem Stuhl Jim ist, explodieren in meinem Kopf die Bilder. Erst da kann ich mich wieder erinnern.

KAPITEL 1

Staten Island

24. April 1981
Benjamin Miller

*Es ist schwer zu akzeptieren,
dass wir dem Zufall ausgeliefert sind.*

Als dem siebenjährigen Daniel Miller das warme Sonnenlicht ins Gesicht schien, wachte er auf. Seit Tagen hatte er auf schönes Wetter gewartet, weil seine Eltern Ben und Lisa ihm zum Geburtstag ein Fahrrad geschenkt hatten, dessen kreisendes Hinterrad sich für immer in ihr Gedächtnis ein-graben sollte.

So funktioniert das Schicksal. Ein Mensch handelt in der besten Absicht, und es wird zum schlimmsten Albtraum seines Lebens. Von da an war der Himmel über Staten Island mit dunklen Wolken überzogen, und der Regen verkörperte die Trauer. An den Wänden im Haus hingen gerahmte Fotos aus glücklichen Zeiten, die nicht erahnen ließen, dass sie zurückbleiben sollten wie die Fata Morgana eines Lebens, das sich in Luft aufgelöst hatte.

Daniel sprang aus dem Bett und lief zum Schreibtisch, auf dem sein Sony-Rekorder lag. Der Junge nahm eine

neue 60-Minuten-Kassette aus der Hülle und legte sie ein. Dann drückte er die Aufnahmetaste.

»Guten Morgen, Mama und Papa«, sagte er in einem Tonfall, der verriet, dass es nicht seine erste Aufnahme war. »Es hat aufgehört zu regnen. Wisst ihr, was das bedeutet? Dass ich heute zum ersten Mal mit dem Fahrrad in die Schule fahren kann.«

Er drückte auf Pause und setzte den Kopfhörer auf. Nach kurzem Zurückspulen musste er lächeln. Nickend drückte er wieder den Aufnahmeknopf.

»Ich liebe euch.«

In den folgenden Jahren hatte Lisa immer weinen müssen, wenn sie diese drei Worte hörte. Unmöglich zu sagen, wie oft sie sich diese Kassette im Bett angehört hatte, wenn ihr Mann zur Arbeit gegangen war.

Daniel lief die Treppe hinunter und überraschte seine Mutter beim Zubereiten des Frühstücks. Sein Vater saß am Küchentisch und las Zeitung.

»Reagan hat das Weizenembargo für die Kommunisten aufgehoben«, sagte Ben, der die Anwesenheit seines Sohnes nicht bemerkt hatte, bis der Kleine ihn von hinten umarmte.

»Irgendwas müssen sie ja auch frühstücken«, scherzte Lisa sorglos. »Apropos Getreide.« Sie lächelte Daniel an. »Guten Morgen, Schatz. Lucky Charms oder Cheerios?«

»Lucky Charms«, sagte der Kleine lächelnd.

Das waren seine Lieblingscornflakes und der Grund, warum Lisa seit seinem Verschwinden dieses Regal im Supermarkt mied: um der Erinnerung zu entfliehen.

»Wie wär's mit etwas, das weniger Zucker hat?«, schimpfte Ben kopfschüttelnd mit seinem Sohn.

»Wir sind hier in Amerika, Schatz«, erwiderte seine Frau. »Wenn wir uns hier für etwas brüsten, dann dafür, dass wir Zucker im Überfluss haben. Also Lucky Charms.« Sie lächelte spöttisch.

»Klasse«, rief Daniel erfreut und lief zu seiner Mutter, um sie ebenfalls zu umarmen.

Ben warf seiner Frau einen verschwörerischen Blick zu, und sie strich ihrem Sohn übers Haar. Dann sagte der Junge ernst: »Heute regnet es nicht, Papa. Kann ich mit dem Fahrrad zur Schule fahren?«

»Was?«, entfuhr es Ben überrascht. »Mit dem Fahrrad?«

»Du hast es mir versprochen. Du hast gesagt, wenn ich genug übe, darf ich.«

»Aber du hast doch erst zwei Tage geübt, am Wochenende. Ich weiß nicht, ob du schon so weit bist, um damit in die Schule zu fahren. Du bist noch sehr klein, Dan.«

»Aber Papa«, protestierte er. »Du hast gesagt, dass du mitkommst, wenn ich mit dem Rad zur Schule fahre.«

»Wann habe ich das gesagt?«

Lisa verfolgte den Disput der beiden lächelnd, obwohl sie ebenso irritiert war wie ihr Mann. »Wann hat er das gesagt?«

»Du hast gesagt, dass ich damit in die Schule fahren darf.«

»Aber erst, wenn du richtig fahren kannst. Und auf keinen Fall allein. Oder wenn du etwas größer bist. Ich meinte damit nicht, dass du jetzt gleich damit zur Schule fahren kannst.«

»Wir könnten ihn begleiten«, versuchte seine Frau zu vermitteln. »In spätestens einer halben Stunde wären wir zurück. Es ist ein wunderschöner Tag. Anschließend fährst du zur Arbeit.«

»Das bestimmst also du?«, protestierte Ben ungläubig.

»Er freut sich so darauf, Schatz.«

»Ich freue mich so darauf«, wiederholte der Junge und legte flehend die Hände aneinander. »Bitte.«

Ben sah seinen Sohn an und dann seine Frau, deren Lächeln breiter wurde. Nach einem Blick auf seine Uhr überschlug er im Geiste, ob ihm genug Zeit bleiben würde, um vor der morgendlichen Rushhour zur Arbeit zu kommen, wenn sie den Kleinen zu Fuß zur Schule begleiten würden. Um ins FBI-Büro in Lower Manhattan zu gelangen, musste er über die Verrazzano Narrows Bridge. Er arbeitete als Special Agent im Department Wirtschaftskriminalität, wo er Finanzbetrug und Steuerhinterziehung sowie undurchsichtige Verflechtungen von Unternehmen untersuchte.

Sie waren eine glückliche Familie – ohne hochfliegende Träume, Wünsche oder Ansprüche, aber glücklich. Sie trugen weder unverheilte Wunden noch schwere Lasten mit sich herum und lebten in diesem weiß gestrichenen Haus mit blauen Fensterläden in der Campus Road 72, einer ruhigen Wohnstraße nahe dem Wagner College, wo Lisa Kunst unterrichtete.

»Okay«, gab Ben schließlich nach. »Aber wir dürfen keine Zeit verlieren. In zehn Minuten gehen wir.«

»Juhu!«, jauchzte Daniel. »Ich fahre mit dem Fahrrad zur Schule!«

Er machte sich begeistert über seine bunten Cornflakes her. Ben ging zu Lisa und umschlang ihre Taille.

»Woher kommt denn diese gute Laune heute Morgen?«, flüsterte er ihr ins Ohr.

»Das Wetter ist herrlich, und die Sonne scheint«, sagte sie leise. »Es wird ein schöner Spaziergang, und gestern Nacht war es wunderbar mit dir. Ich will noch ein wenig Zeit mit dir verbringen. Diese Krawatte steht dir übrigens sehr gut.«

»Wir müssen etwas vorsichtiger sein. Er ist ziemlich aufgeweckt. Ich will nicht, dass es ihm so geht wie mir, als ich herausfand, warum meine Eltern die Schlafzimmertür abgeschlossen.«

Lisa konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen.

»Ach, du Armer, hat dich das traumatisiert?« Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und gab ihm einen Kuss.

»Wie sieht dein Tag aus?«, fragte er.

»Morgens habe ich Tutorials und in den letzten beiden Stunden Unterricht. Und du?«

»Heute ist wenig zu tun. Ich werde früh Feierabend machen. Soll ich ihn abholen?«

»Das wollte ich gerade vorschlagen. Daniel hat gleichzeitig mit mir Schulschluss. Macht es dir was aus, wenn ich direkt nach Hause gehe? Ich bin spätestens um Viertel vor vier zu Hause.«

»Bestens. Kein Problem. Heute ist Freitag, ich mache früher Schluss.«

Dann hörten sie Daniel die Treppe hochstürmen und Schranktüren und Schubladen öffnen. Ein paar Minuten später stand er mit brauner Hose, grünem Sweatshirt und seinen gelben Lazy Bones wieder vor ihnen.

»Fertig! Wir können los«, rief er und machte sich auf den Weg zur Tür.

»Ich nehme den Rucksack«, antwortete Lisa und überlegte kurz, ob sie ihm die Wasserflasche aufgefüllt hatte.

Draußen saß Daniel bereits auf seinem Fahrrad. Als seine Eltern endlich das Haus verließen, fuhr er etwas wackelig los. Lisa und Ben folgten ihm und beobachteten, wie er mit der leichten Steigung der Straße kämpfte.

»Los, Daniel! Du schaffst es!«, rief seine Mutter stolz.

Die Eltern gingen Hand in Hand und hatten ihren Sohn genau im Blick.

»Geradeaus schauen und immer weiterrtreten«, rief Ben.

Als Daniel den Anstieg geschafft hatte, blieb er vor einem grauen Haus stehen und blickte voller Stolz zurück. Der Weg zur Clove Valley School war kurz, knapp fünfzehn Minuten zu Fuß. Erst ging es leicht bergauf und dann bergab zur Howard Avenue. Das hatten Ben und Lisa nicht bedacht, und als Daniel immer schneller wurde, begriffen sie, dass es ein Fehler gewesen war.

»Warte, Daniel!«, schrie Lisa. »Warte!«

»Bremsen, Dan!«, rief sein Vater, als ihm einfiel, wie viel Verkehr auf der Howard Avenue herrschte und dass Daniel von einem Auto erfasst werden könnte, wenn er zu schnell

darauf zuraste. »Dan!«, schrie er und begann zu laufen, aber der Junge entfernte sich immer schneller. »Tritt auf die Bremse!« Und da verlor er ihn aus den Augen, weil die Straße eine Kurve machte.

Das Schlimmste befürchtend lief Ben schneller.

»Daniel!«, schrie Lisa. »Daniel!«

Ben glaubte, ihn bremsen zu hören, aber als er bei der Kurve ankam, war Daniel nirgendwo zu sehen. Er hatte nicht angehalten, sondern musste Richtung Howard Avenue abgebogen sein. Ben rannte die Straße hinunter und rief immer wieder: »Daniel! Daniel!«

Er befürchtete das Schlimmste und sah seinen Sohn schon mit gebrochenem Bein oder zertrümmertem Kopf auf der Fahrbahn liegen. Lisa lief ihrem Mann hinterher, das Herz klopfte ihr bis zum Hals vor lauter Angst.

»Die Autos, Ben. Die Autos!«, rief sie.

Als sie schließlich keuchend und atemlos an der Howard Avenue ankamen, schnaubte Ben ungehalten, als er Daniel breit grinsend auf dem Gehweg erblickte.

»Das war spektakulär! Habt ihr das gesehen? Ich war superschnell!«, rief er, ohne zu merken, welchen Schrecken er seinen Eltern eingejagt hatte.

»Gütiger Himmel, Daniel!«, rief Ben erleichtert. »Warum hast du nicht gebremst?«

»Mach das nie wieder, Daniel!«, schrie seine Mutter erbost, als sie die beiden eingeholt hatte.

»Ich hatte alles im Griff. Und ich weiß, wie ich bremsen muss. Ich drücke hier, und schon steht das Fahrrad.«

»Ich dachte, du würdest gleich von einem Auto erfasst.

Du warst viel zu schnell, wir haben dich aus den Augen verloren.«

»Ehrlich, Mama, ich habe alles im Griff. Ich kann Rad fahren.«

»Schön, aber ab jetzt fährst du vor uns her«, bestimmte sein Vater. »Oder besser neben uns. Wenn nicht, gibt es kein Fahrradfahren mehr. Ich nehme es mit nach Hause und Schluss.«

»Aber ...«

»Kein Aber«, beschied ihm Ben, der immer noch außer Atem war und einen Knoten der Angst in der Brust verspürte.

Schnaubend stieg Daniel wieder aufs Rad und fuhr langsam weiter, wobei er ständig bremsen musste. Kaum dass er sich ein paar Meter von ihnen entfernt hatte, ermahnte Lisa ihn, langsamer zu fahren. So gelangten sie mit einem misstrauischen Daniel zur Foote Avenue, wo sie auf andere Eltern trafen, die ebenfalls mit ihren Kindern auf dem Weg zur Clove Valley School waren. Sie grüßten die Rochesters und ihren Sohn Mark, der mit Daniel in die erste Klasse ging, und Daniel begann sogleich, vor seinem Freund mit dem Fahrrad anzugeben. Auch die Lehrerin Mrs Amber eilte mit ihrer Tochter an ihnen vorbei.

»Was für ein schönes Fahrrad«, sagte sie zu Daniel. Dann lächelte sie die Rochesters und die Millers an und gab ihnen damit zu verstehen, dass sie spät dran war.

»Kann ich es den anderen zeigen?«, drängelte Daniel und machte Anstalten, das Rad mit ins Schulgebäude zu nehmen.

»Soll ich es nicht lieber wieder mitnehmen und wir üben heute Nachmittag vor dem Haus zusammen?«, schlug Ben vor.

»Ich will es Luca und Gabi zeigen.«

»Na gut, einverstanden«, gab Ben nach. »Aber stell es zu den anderen Rädern in den Ständer am Eingang. Und wenn ich dich heute Nachmittag abhole, legen wir es in den Kofferraum und fahren mit dem Auto heim.«

»Kann ich nicht zurückradeln?«

»Den ganzen Hang hinauf? Weißt du, wie steil das ist?«, mischte sich Lisa ein. »Los, rein mit dir, und sei froh, dass wir dir erlauben, es deinen Freunden zu zeigen.«

Daniel grinste schief und stieg ab. Lisa setzte ihm den Rucksack auf und gab ihm einen Kuss auf die Stirn. Sein Vater umarmte ihn. Voller Stolz schob Daniel sein Rad zum Fahrradständer. Zwei Jungs aus seiner Klasse kamen angelaufen, und Daniel konnte ordentlich damit angeben. Lisa und Ben genossen seine Freude und warteten, bis Daniel ihnen zum Abschied zuwinkte.

Eilig machten Ben und Lisa sich auf den Heimweg. Vor dem Haus verabschiedete sich Ben mit einem Kuss von seiner Frau und stieg in den Wagen. Den Tag über versuchte er, den Verlauf mehrerer internationaler Überweisungen aus Panama an eine der Firmen zu verfolgen, gegen die er ermittelte. Anschließend rechnete er sich aus, dass er am frühen Nachmittag wohl eine gute halbe Stunde für die Fahrt zur Schule seines Sohnes benötigen würde.

An jenem Tag lief der Verkehr sehr schleppend. Auf der Verrazzano Narrows Bridge von Brooklyn nach Staten

Island war wegen Bauarbeiten eine Spur gesperrt. Deshalb wurden aus der kalkulierten halben Stunde fünfzig Minuten, in denen Ben ständig auf die Uhr sah, auf die Hupe drückte und mit steigender Nervosität den Stau verfluchte.

Als er schließlich vor der Schule eintraf, war es zehn vor vier, zwanzig Minuten zu spät. Daniel war nirgendwo zu sehen. Irritiert stieg Ben aus. Vor dem Eingang standen ein paar Eltern und plauderten, ihre Kinder spielten auf dem Gehweg Fangen. Ben ging auf den Schulhof, traf aber nur einige Lehrer, die sich auf den Heimweg machten. Befremdet stellte er fest, dass auch Daniels Fahrrad nicht mehr da war.

»Haben Sie meinen Sohn gesehen?«, fragte er die Lehrer.
»Daniel aus der ersten Klasse.«

»Hm, nein«, antwortete einer. »Waren Sie schon im Klassenzimmer? Ich glaube, Mrs Amber ist noch da.«

Ben betrat das Schulgebäude und machte sich auf den Weg zum Klassenzimmer in der Hoffnung, dass Daniel dort auf ihn wartete, aber er traf nur Mrs Amber an, die einige Zeichnungen der Kinder auf einen Stapel legte.

»Wo ist Daniel?«, fragte er besorgt.

»Daniel?«, erwiderte sie. »Der ist mit den anderen gegangen. Gerade eben. Ist er nicht draußen? Ich habe ihn mit Marks Eltern vor der Tür stehen sehen. Ich dachte, er wartet mit ihnen. Ich habe Sie heute Morgen gemeinsam kommen sehen und ...«

»Sie haben ihn mit einer anderen Familie gehen lassen?«

»Gehen lassen? Nein«, erwiderte sie. »Ich habe gesagt, dass Daniel mit den Rochesters vor der Tür stand. Ich bin wieder rein, um aufzuräumen. Ist er wirklich nicht draußen?«

»Nein.« Ben war augenblicklich alarmiert. »Haben Sie die Telefonnummer der Familie Rochester?«

»Äh ... ja, natürlich. Der Direktor hat sie.«

Mrs Amber begleitete Ben zu dessen Büro, und er rief bei der Familie an, aber niemand nahm ab.

»Geben Sie mir bitte ihre Adresse?«, bat Ben.

»Selbstverständlich«, erwiderte Direktor Adams. »Er ist bestimmt bei ihnen. Das muss ein Missverständnis sein. Die Kinder sind zu vertrauensvoll und vergessen, Bescheid zu geben. Sie wissen ja, wie das ist. Und die Eltern malen sich die schlimmsten Dinge aus.«

Das steigerte Bens Besorgnis noch zusätzlich. Dieser Satz, der beruhigend gemeint war, bewirkte das genaue Gegenteil. Er sah auf die Uhr und rief zu Hause an. Lisa müsste bereits da sein. Nach drei endlosen Klingeltönen nahm seine Frau schließlich ab.

»Hallo?«

»Ist Daniel bei dir?«

»Ben?«, antwortete sie. »Ich bin gerade zur Tür reingekommen.«

»Ich bin zu spät in der Schule gewesen, und er ist nicht mehr da. Ist er bei dir?«

»Zu spät? Du hast doch gesagt, dass du genug Zeit hast.«

»Tut mir leid, okay? Ist er nun bei dir oder nicht?«

»Nein. Hier ist er nicht. Er wird mit einem Freund nach Hause gegangen sein. Er hat mehrere.«

»Das versuche ich gerade herauszufinden. Zuletzt wurde er mit Marks Eltern gesehen.«

»Dann wird er bei ihnen sein.«

»Ich rufe die Rochesters noch mal an und melde mich dann wieder. Bleib du zu Hause.«

»Okay. Und ich rufe bei den Eltern von Luca und Gabi an, falls er bei ihnen ist.«

Ben legte auf und wählte erneut die Nummer der Familie Rochester. Der Direktor beobachtete ihn gelassen.

»Hallo?«

»Lucy, Gott sei Dank. Hier ist Ben Miller, Daniels Vater. Ist er bei euch?«

»Daniel hat vor dem Schuleingang noch mit Mark geredet, aber wir mussten los und dachten, Mrs Amber wird schon auf ihn aufpassen. Ist er nicht bei ihr?«

Ben lief es eiskalt den Rücken hinunter. Er legte ohne einen Abschiedsgruß auf. Dann zeigte er mit dem Finger auf Mrs Amber.

»Wenn meinem Sohn etwas passiert ist, mache ich Ihnen das Leben zur Hölle«, versicherte er ihr mit einem bohrenden Blick.

»Ist er nicht bei ihnen?«, fragte sie erschrocken.

Stumm schüttelte Ben den Kopf, verbarg das Gesicht in den Händen und malte sich alles Mögliche aus. Dann rief er noch einmal zu Hause an. Seine Frau nahm sofort ab.

»Bei Gabi ist er nicht«, sagte sie. »Ich rufe jetzt ...«

»Bei den Rochesters ist er auch nicht, Lisa«, unterbrach er sie. »Sie haben ihn vor der Schule stehen lassen. Um Himmels willen, es waren doch nur zwanzig Minuten. Vielleicht hat er die Gelegenheit genutzt und ist einfach losgefahren. Mach du dich auf den Weg zur Schule, und ich komme dir entgegen. Er wird auf dem Heimweg sein.«

Er wollte ja unbedingt heimfahren und schiebt jetzt wahrscheinlich das Rad den Berg hinauf.«

»Okay«, sagte sie hoffnungsvoll.

Sie legten auf, und Ben verließ das Schulgelände. Er ging die Foote Avenue hinauf und sah sich nach Daniels grünem Sweatshirt oder seinem roten Rucksack nach allen Seiten um. Sein Herz klopfte laut vor Angst. Er dachte an die Howard Avenue und die vielen Autos, die dort entlangfuhren, und malte sich aus, sein Sohn könnte beim Hochfahren auf dem Gehweg das Gleichgewicht verloren haben und von einem Wagen erfasst worden sein. Am Ende der Straße angelangt, bog er nach links in die Howard Avenue ab. Im Laufschrift gelangte er in die Campus Road und hatte ein paar Meter weiter plötzlich das Gefühl, die Welt würde stehen bleiben. Das Fahrrad lag auf dem Gehweg, aber keine Spur von seinem Sohn.

»Daniel!«, rief er. »Daniel!«

Aus der Ferne kam Lisa auf ihn zugelaufen. Suchend schaute er sich um und rief wieder und wieder den Namen seines Sohnes. Lisa brach in Tränen aus, als sie das Fahrrad erblickte. Dort, nur wenige Meter von ihrem Haus entfernt, begann für die Eltern ein Albtraum, in dem sich das Hinterrad von Daniels Fahrrad drehte und der die Zeit für die Familie stillstehen ließ.

KAPITEL 2

New York

12. Dezember 2011

Zwei Tage zuvor

Miren Triggs

*Der Schmerz ist eine universelle Sprache,
der seine Wahrheit nur im Schweigen vermittelt.*

Ich wartete gut vier Stunden in meinem Auto gegenüber dem Haus Nummer 9 der 71st East Street, einem beeindruckenden, wunderschönen Gebäude in neoklassizistischem Stil, über dessen großem Eingangsportal ein geschnitzter Teufel thronte, als endlich sechs Streifenwagen der New Yorker Polizei vorfuhren. Ihnen folgten zwei große schwarze Chevrolets und ein Transporter, der sich quer auf die Straße stellte.

Ich griff zu meiner Kamera. Das Spiel begann. Dafür hatte ich tagelang kaum geschlafen.

Die Polizisten stiegen aus und zogen ihre Waffen. Ich schoss die erste Bilderfolge und nahm das Gesicht von Agent Kellet vom FBI ins Visier, den ich mit blauem Hemd und grauer Krawatte zwischen den Uniformierten ausge-

macht hatte. Beim Gedanken an das Geheimnis, das wir teilten, musste ich schlucken. Beim FBI war am Vortag anonym ein Umschlag mit verstörenden E-Mails sowie etlichen CDs abgegeben worden. Darin enthalten waren kryptische Nachrichten, die der Unternehmer Markus Baunstein, Besitzer des Gebäudes, vom Mailaccount seiner Firma an die Adresse *forbiddenflowers@trashmail.com* geschickt hatte. Ich hatte die Mails in den Favoriten eines Asus-N61-Laptops entdeckt, den ich für hundert Dollar in einem Pfandhaus erstanden hatte. Der Laptop hatte dem Kleinkriminellen Darius Littlejohn gehört, der mit verbotenen Sexvideos gehandelt und mangels Vorstrafen nur sechs Monate Gefängnis bekommen hatte.

Nach seiner Entlassung war Darius Littlejohn in sein Drecksloch in der Bronx zurückgekehrt und hatte sich tagelang dort verkrochen. Dann tat er das, was alle machen, wenn sie die Gunst ihrer Kunden verloren haben, pleite sind und erleben müssen, dass ihre Familie sich von ihnen abwendet: seine Sachen verkaufen und in einem anderen Bundesstaat ein neues Leben beginnen. Nach drei Tagen fuhr er zu seinen Eltern in Harlem und kam mit einer großen Kiste voller Dinge, die er verpfänden wollte, zurück. Ich folgte ihm zu EZ Pawn Corp, einem Schuppen mit gelbem Schild und dem vollmundigen Versprechen, ohne Fragen zu stellen, Trödel und Schmuck jeglicher Art aufzukaufen. Dort verscherbelte er einen Laptop, der bei der Durchsuchung nicht erfasst worden war, eine grässliche Goldkette, eine Olympus-Kamera ohne Speicherkarte und eine alte Spielkonsole ohne Ladekabel. Die Pfandhausbesit-

zerin muss geglaubt haben, es sei ihr Glückstag, als ich ihr den Laptop kurz danach abkaufte.

Es fiel mir nicht schwer, die Festplatte wiederherzustellen. Der Idiot hatte den Computer nur oberflächlich neu formatiert. Als ein Teil der Ordner wiederaufgetaucht war, hatte Littlejohns Laptop das Potenzial einer Bombe für mich, die fünfunddreißigjährige Investigativjournalistin der *Manhattan Press*.

Mein Handy klingelte, und auf dem Display stand der Name Jim.

»Jetzt nicht, verdammt«, flüsterte ich und drückte ihn weg, ohne mein Auge vom Teleobjektiv zu nehmen.

Jim und ich hatten die vergangene Nacht zusammen verbracht, aber ich war noch vor Sonnenaufgang aufgestanden und gegangen. Ich wollte die bevorstehende Party nicht verpassen. Zwei Officers postierten sich neben dem Eingang und warteten auf Befehle. Ich schoss eine weitere Fotostrecke. Nachdem ich in den Mails gelesen hatte, mit welcher Kaltschnäuzigkeit der Großunternehmer »Blumen« aller Art bestellte und vorgab, damit einen einzigartigen Garten anlegen zu wollen, war ich davon überzeugt, dass er keinerlei Rücksicht verdiente und dass jede Sekunde, die man ihn unbehelligt ließ, vertane Zeit war.

In den Gesichtern der Officers lag Anspannung, als sie einen Blick wechselten. Aus dem Transporter stieg ein Polizist mit einem Rammbock, stellte sich vor das vier Meter breite Eingangsportal und wartete auf den Befehl. Ich schoss ein Erinnerungsfoto von ihm, neben der Aufnahme von Baustein in Handschellen würde es sich gut machen.

Doch plötzlich zeigte einer der Officers nach oben und gestikulierte wild in Richtung seiner Kollegen.

»Du wirst im Knast vergammeln, du Hurensohn«, murmelte ich.

Jetzt ging es los. Doch in dem Moment, als der Polizist den Rammbock auf das Schloss ansetzen wollte, knackte es, und das gigantische Portal wurde geöffnet. Im Türrahmen stand ein junger Mann in schwarzem Anzug mit weißen Handschuhen.

Ich fotografierte auch ihn und versuchte zu verstehen, was er sagte.

»Guten Tag, Officers«, grüßte er. »Womit kann ich Ihnen dienen?«

Offensichtlich hatten sie mitbekommen, was sich vor der Tür abspielte.

»Wir haben einen Haftbefehl für Markus Baunstein«, rief Kellet zu ihm hinüber.

Ich war überrascht zu sehen, wie der junge Mann einen Finger auf die Lippen legte und sagte: »Der Herr ist in seinem Büro. Sie machen viel zu viel Lärm. Man muss leise sein, wenn er da ist.«

»Gehen Sie aus dem Weg«, rief einer der Uniformierten, schob ihn beiseite, und die Einheit verschwand laut polternd im Gebäude.

Ich konnte mir gut vorstellen, was drinnen geschah. Die Polizisten bahnten sich ihren Weg, überprüften sämtliche Räume und hielten alle, die sie antrafen, mit der Waffe in Schach.

Gleich darauf tauchten vier junge Männer auf, alle in

schwarzen Anzügen und weißen Handschuhen. Ein paar Officers befahlen ihnen, sich mit dem Rücken zur Hauswand in einer Reihe aufzustellen. Zwei ebenfalls schwarz gekleideten, schlanken Frauen widerfuhr dasselbe Schicksal, und mir fiel auf, dass niemand von ihnen protestierte oder sich widersetzte. Die Sekunden vergingen, und aus den Polizeifunkgeräten war nur zu hören: »Gesichert, gesichert, gesichert.«

Ich stieg aus dem Wagen, um die Festnahme besser fotografieren zu können. Lange konnte es nicht mehr dauern. Auf der Straße hatte sich ein langer Stau gebildet. Ein Hupkonzert hob an, und in meinem Teleobjektiv tauchte plötzlich Agent Kellet auf, der inzwischen vor dem Haus angekommen war.

»Scheiße«, entfuhr es mir, als ich mich rasch hinter einem Auto versteckte. »Scheiße, scheiße, scheiße. Du bist so blöd, Miren.«

Dann näherten sich Schritte, und mir blieb keine Zeit für eine Reaktion, weil Kellet plötzlich hinter mir sagte: »Das waren Sie, stimmt's?«

»Hey, hallo.« Ich schloss kurz die Augen. »Sie haben heute anscheinend viel zu tun.«

»Sie wissen, was ich meine.«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden«, log ich und wusste, dass er Bescheid wusste.

»Für einen solchen Tipp machen sich die meisten Menschen nicht diese Mühe. Und schon gar nicht für ein Verbrechen wie dieses.«

»Was für eine Mühe?«, hakte ich nach.

»Die Mails nach Monaten zu ordnen und ein Glossar zu schreiben, damit die Polizei nicht lange über die verschlüsselten Begriffe spekulieren muss. Das ist viel zu gewissenhaft für einen ...«, er suchte nach dem richtigen Ausdruck, »... verärgerten Anbieter, der nicht bezahlt wurde.«

»Was für eine elegante Beschreibung für einen Perversen. Vielleicht ist demjenigen, der Ihnen diesen Umschlag geschickt hat, wichtig, dass Sie verstehen, was drinsteht.«

»Ich kann mich nicht daran erinnern, einen Umschlag erwähnt zu haben«, erwiderte er, und mir wurde klar, dass ich mich verraten hatte.

Wir schwiegen einen Moment, und ich sah zum Haus hinüber, wo die Polizisten plötzlich nervös wurden. Aus Kelleys Funkgerät erklang eine verzerrte Stimme: »Hände hoch! Keine Bewegung! Keinen Schritt weiter!«

Agent Kellet drehte sich um und starrte auf das Eingangsportal. Ich folgte seinem Blick in die Dunkelheit des Hausflurs. Ich weiß nicht genau, was ich erwartet hatte. Einen Schuss oder eine tiefe Stimme, die sagte: »Ihr habt mich erwischt.« Aber nicht das. Nicht diesen Schlag. Die Stimmen in Kelleys Funkgerät brüllten: »Stehen bleiben! Stehen bleiben!« Einen Moment später erfolgte ein dumpfer Knall, und die Fenster eines der Streifenwagen zerbarsten. Kellet und ich duckten uns instinktiv, um nicht von den Glassplittern getroffen zu werden.

»Um Himmels willen«, schrie einer der Officers auf der Straße.

Ich hob den Kopf, und mein Herz schlug schneller, als ich sah, dass von dem zerbeulten Autodach ein blutender

Arm herabhing. Dahinter starrte die Dienerschaft gleichgültig auf den halb nackten Körper des Unternehmers. Dann fiel mir auf, dass einer von ihnen mich fixierte. Er schien mich zu kennen. Ohne eine Miene zu verziehen, legte er den Zeigefinger an die Lippen und bedeutete mir, den Mund zu halten.

KAPITEL 3

New York

12. Dezember 2011

Zwei Tage zuvor

Jim Schmoer

*Die Erwartungen an die Liebe
sind der Nährboden,
auf dem Enttäuschungen gedeihen.*

Jim wachte auf und wollte Miren umarmen, musste aber feststellen, dass sie verschwunden war.

Das war eine von Mirens Eigenheiten. Er hatte gelernt, sie zu akzeptieren und damit zu leben wie mit einem Gespenst in einem Spukhaus. Du weißt nicht, wann du es antreffen wirst, du weißt nicht, womit es dich überraschen wird, musst dich aber damit abfinden, dass die Küchenschränke offen stehen und eine Nachricht am Spiegel steht, wenn du nach Hause kommst.

Miren war aufgetaucht, als er schon schlief. Er hatte einen Biss auf der Unterlippe gespürt, und als er seine Augen aufschlug, funkelten ihre in der Dunkelheit. Zum Reden war keine Zeit geblieben, obwohl Jim schon seit Tagen

nichts von ihr gehört hatte, doch er hatte die Vermutung, dass sie an einem Artikel für die Zeitung arbeitete.

Sie hatten sich ohne ein einziges Wort geliebt, und er hatte ihr geradezu animalisches Verhalten genossen. Wenn sich ihre Nachforschungen auf einfache Themen bezogen (ein Politiker, der Gelder veruntreut hatte, oder ein Unternehmen, das einen Skandal bezüglich seiner Produkte verhindern wollte), zeigte sie sich gleichgültiger, als würde der Sex nichts mit ihr zu tun haben. Nicht dass sie ihn nicht auch genießen würde. Aber wenn sie an einer dubiosen Geschichte dran war, die alte Wunden bei ihr aufriss, verwandelte sich Miren in ein zügelloses Raubtier, weshalb er besser weder den Mund aufmachte noch Widerstand leistete.

Jim stand auf und betrachtete seinen nackten Körper im Badezimmerspiegel. Er hatte sich gut gehalten für seine neunundvierzig Jahre. Vor nicht allzu langer Zeit war seine athletische Figur der Grund für verstohlene Blicke seiner Studentinnen der Columbia University gewesen, wo er lange als Professor für Investigativjournalismus gelehrt und auch Miren kennengelernt hatte. Er hatte mehrere Generationen von Journalistinnen und Journalisten ausgebildet, die jetzt in Redaktionen auf der ganzen Welt gegen Manipulation kämpften. Die Aufgabe seiner Professorenstelle vor ein paar Monaten war der Tatsache geschuldet gewesen, dass er sich mit dem Dekan der Fakultät überworfen hatte und anschließend zusammen mit Miren Triggs in die Fänge eines mysteriösen Falls der 2002 verschwundenen Gina Pebbles geraten war.

Die dramatischen Vorfälle hatten sie in einem Buch über

die Geschichte von Gina und ihrem Bruder Ethan sowie deren traurigen Ausgang festgehalten. *Das Spiel der Seelen* wurde in den USA zum literarischen Phänomen, und die berufliche Ungewissheit nach seinem Ausscheiden aus der Fakultät wurde schnell abgelöst von einer ganzen Reihe von Buchpräsentationen in mehr als vierzig Buchhandlungen in zwölf Bundesstaaten und den entsprechenden Interviews in nationalen Radio- und Fernsehsendern. Alle wollten mehr erfahren über Gina Pebbles' Geschichte und ihren Zusammenhang mit diesem makabren Spiel, das in der Kreuzigung einer Jugendlichen am Stadtrand gegipfelt war. Der renommierte Journalist und ehemalige Professor Jim Schmoer wurde über Nacht berühmt und ging damit so selbstverständlich um, wie es nur wenige vermögen.

Das Buch stammte sowohl aus Jims als auch aus Mirens Feder, aber sie erschien nie zu den Signierstunden, was der düsteren Geschichte einen noch geheimnisvolleren Anstrich verlieh. »Wo ist Miren Triggs?«, fragten ihn die Leserinnen und Leser oft, und er antwortete immer mit Ausflüchten. Miren ertrug diese Zurschaustellung nicht, und Jim wurde zum Gesicht einer Geschichte, die dem ganzen Land Kopfzerbrechen bereitete. Miren hasste es, beobachtet und analysiert zu werden. Eine Folge ihrer Verletzungen, doch sie hatte aufgehört, dagegen anzukämpfen. Nicht alle Menschen mögen es, wenn man ihnen zu nahe tritt, ganz besonders nicht, wenn ihnen einmal sehr wehgetan wurde.

Jim verspürte einen leichten Schmerz an der Schulter und sah, dass sich Mirens Fingernägel auf seiner Haut abzeichneten. Sie muss etwas Finsterem auf der Spur sein,